

Text über meine Arbeit in einem Industriebetrieb auf Grund eines Preises des Kulturkreises im BDI.

Einen ordentlichen Menschen als Begleiter haben

Vor etwa zwei Jahren bekam ich einen Brief mit der Frage, ob ich mich für ein Arbeitsstipendium interessieren würde. Klar, für Preise und Stipendien interessiere ich mich immer! Ich sollte schreiben, wie ich mir das so vorstellen würde und mit welcher Art von Industrie ich denn gerne zusammenarbeiten wollte. Am liebsten hätte ich ja mit den Banken zusammengearbeitet und eine etwas einseitige Geldscheinaktion gestartet, aber das paßte wohl nicht ganz zu meiner sonstigen Arbeit. Als zweite Assoziation nach Geld fiel mir bei „Industrie“ der Begriff Rationalisierung ein, und ich hatte schon die Hoffnung, man könnte vielleicht eine Möglichkeit finden, meinen teilweise sehr hohen Arbeitsaufwand (bis zu 6 Monate pro Bild) zu verkürzen: Am Anfang vielleicht ein paar geniale Angaben und dann nur noch gemütliche Überwachung. Leider wurde aus dieser Möglichkeit auch nichts, so daß ich inzwischen mit Hilfe der Industrie bei einer Methode gelandet bin, die mir noch mehr Arbeit macht als vorher. Trotzdem glaube ich, daß es sich gelohnt hat. Aber ich erzähle am besten der Reihe nach: Wir kamen natürlich schnell zu der – bei meinen Bildern nicht gerade weit hergeholt – Überlegung, eine Firma zu finden, die Fliesen herstellt oder allgemein im Bäderbau tätig ist. Im Frühjahr 75 fuhr ich dann mit Herrn Dr. Neuhaus – es war gut, einen ordentlichen Menschen als Begleiter zu haben, denn ich hatte damals noch lange Haare – zu einem ersten Kontaktgespräch zur Firma Wessel nach Bonn. Ich hatte mir schon allerhand überlegt. Einige Projekte waren in Gedanken schon fertig und ich war inzwischen bereits bei Fragen der Serienproduktion und möglichst variablen Rasterkombinationen angelangt. Der Empfang war freundlich. Ich war über die gepflegte Atmosphäre des Verwaltungsgebäudes inklusive der Möglichkeit, mit einem kurzen Anruf einen Tee gebracht zu bekommen, überrascht. Das Gespräch begann nach einer kurzen Vorstellung. Ich setzte zu meinem Höhenflug an – und machte innerhalb weniger Minuten eine glatte Bauchlandung. Es stellte sich nämlich heraus, daß sowohl alle Vorstellungen, die ich hatte, nicht realisierbar waren als auch alle Vorschläge, die von der Firma kamen, an meinem Konzept vorbeigingen. Außerdem lag ich mit meinen Vorstellungen von Kunst völlig neben ihren Ansichten, umgekehrt war es sogar fast noch schlimmer. Wir kamen dann überein, daß ich erst einmal im Labor der Firma anfangen sollte, mich mit dem Material und den Möglichkeiten der Firma vertraut zu machen, und erst danach wollte ich mir dann überlegen, was ich damit anfangen konnte. Mitte September schwebte ich dann das erste Mal frei in einem Labor, in dem sonst jeder eine klar umrissene, vor allem auch einleuchtend motivierte Arbeit hatte, wie zum Beispiel Neuentwicklung von Glasuren, Überwachung der Produktion, Ursachenerforschung von Materialfehlern und Störungen usw. Grundsätzlich war man mir gegenüber freundlich und hilfsbereit, soweit man wußte, was man mit einem anfangen soll, von dem man nur gehört hatte, daß er Künstler sei und jetzt ab und zu hier arbeiten werde, aber nichts so direkt Nützliches. Ich mußte viel lernen. Nicht nur den rein technischen Vorgang, sondern auch wann man am günstigsten was tat, wie man die Barrieren zwischen den einzelnen Abteilungen überwindet, daß man in der Industrie fast so viel Vordrucke hat wie bei den Behörden, daß die auch alle ausgefüllt werden müssen und daß ich häufig dadurch zu einer Last wurde, daß man bei mir nie wußte, was man zum Beispiel als Grund für eine Bedarfsanforderung eintragen sollte. Mit der Zeit lernte ich auch unterscheiden zwischen Arbeitern (Overall, blauer Anton, Räuberzivil), Meistern (blaugrauer Mantel), Angestellten im Technischen Bereich (weißer Mantel) und Management (ordentlicher Anzug). Ich bekam glücklicherweise einen weißen Mantel, hatte aber einen blauen Anton darunter, war also nach allen Seiten offen (oder suspekt?). Nach etwa drei bis vier Wochen hatte ich dann nicht nur

die Strukturen innerhalb des Betriebes begriffen, sondern auch den Arbeitsablauf, der zu einer fertigen Arbeit notwendig war, einigermaßen im Griff. Ich werde ihn am Schluß noch genau erklären. Meine Situation als frei schwebender Künstler unter lauter Menschen mit konkretem Aufgabenbereich änderte sich, als ich meine erste Arbeit fertig hatte und daran meine Daseinsberechtigung erklären konnte. Es kam natürlich nach dem ersten „nicht schlecht, das gefällt mir“ die Frage „was soll das Ganze?“ nach dem Motto: Ich arbeite an der Herstellung von Fliesen, die werden verkauft und in Badezimmern verlegt, weil sie dafür nützlich und praktisch sind; aber welchen Nutzen hat so ein Raumobjekt wie Sie es machen? Bei der Beantwortung dieser Frage kam ich dann öfters ins Schwimmen, was mich aber bei meiner dauernden Beschäftigung mit Bädern gar nicht mal so unsicher macht. Ich glaube, man könnte über die angeschnittene Problematik ein ganzes Buch schreiben, aber da ich einfach besser male als schreibe, lasse ich das lieber und erkläre nur noch kurz, wie ich so ein Fliesenobjekt herstelle:

1. muß mir was einfallen; 2. zeichne ich das Ergebnis auf einen Karton; 3. schneide ich die einzelnen Teile aus und erhalte so Schablonen; 4. übertrage ich die einzelnen Schablonen auf Bisquit-Fliesen (einmal gebrannt und nicht glasiert); 5. schneide ich diese mit einer Diamantsäge auf die jeweilige Form zu; 6. mische ich für jede Farbnuance eine eigene Glasur; 7. trage ich diese dann mit der Spritzpistole auf die jeweilige Fliese auf; 8. werden die Teile in Kassetten zusammen mit normalen Fliesen gebrannt; 9. klebe ich sie dann entweder auf Sperrholz auf (als Ausstellungsobjekt) oder sie werden in einem Bad direkt auf die Wand verlegt.

*Veröffentlicht in: Ars Viva 76
Köln (Kulturkreis im BDI) 1976*